

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 14. September 1822.

III

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, wofür hier gegen Vorauszahlung zusammen viertheil. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatheften mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Nachtschatten.

Märchen.

In den Kranz der Dichtung winde
Dich auch, anspruchstose Pflanz,
Sanfte Blüthe! Mancher finde
Stille Deutung wohl in dir.

Wenn Nachtschatten auf's Gefilde
Düsterhüllend sich ergießt,
Daß nur noch der Mond voll Milde
Mit verlorren Strahlen grüßt:

Dann gibst du den stillen Lüften
Lieblich schwermuthsvoll dich hin;
Und aus deinen sanften Düften
Weht wohl mancher zarte Sinn.

Ein frommer König zog einst in einen edeln und gerechten Krieg, zu welchem ihn sein heiligstes Bewußtseyn rief; er mußte sich von Allem trennen, was ihm auf Erden theuer war, da er nicht wußte, wenn und ob er je aus jenen weit entlegnen Himmelsgegenden kehren werde, wohin die Pflicht ihn rief. Indeß entsagte er mit frommer freudiger Ergebung Allem, um jenes höhern Rufes willen; er übergab sein Reich einem Verwandten, beschwor ihn, seinem Volke, welchem er stets Vater gewesen war, dieselbe Stelle zu ersetzen; für sich selbst aber legte er ihm nur die wehmüthige Bitte an das Herz, sein einziges nachgelassenes Kind mit Sorgfalt zu erziehen. Es war eine Tochter, in welcher er das holde Ebenbild einer innig geliebten und früh verstorbenen Gemahlinn sah, ob sie gleich noch im zarten Kindesalter war. Das neue Königspaar versprach auch Alles treu zu thun, und redlich vertrauend schied der gute König zur Ferne.

Im Anfang hielt man auch das feyerliche Versprechen ganz leidlich; allein als die Königin selbst mit einem Kinde niederkam, da wandten sich ihre Gesinnungen ganz gegen die kleine Verwais'te, und ihr Gemahl war so trägen

Gemüths, daß er sich um gar nichts bekümmerte, sondern Alles seiner Gemahlinn überließ.

Die Königin, die stets in schönen Worten redete, und auch das Heiligste in geläufige Rede zu kleiden wußte, machte auch gar keine Hehl aus ihren lieblosen Gesinnungen; sie sagte mit Emphase: „O, wem erst die Natur das Glück gewährt, ein eignes Kind an den mütterlichen Busen zu drücken, der wird sich nicht verwundern, wenn man auf andere nicht eben mehr achtet.“ Gleich als ob solch ein Glück gegen alle edlen Gesinnungen abstumpfe.

Das neugeborne Kind war auch eine Prinzessin, und da die Königin sehr empfindsam war, und gern etwas Sinnreiches aufbrachte, so sagte sie zu ihren Hofdamen: „Wie nennen wir nun dieses holde Kind? Die Namen aus den alten Zeiten sind ganz unter die geringern Stände gekommen, so daß man seine Kinder nicht mehr mit Anstand Arthur oder Thusnelde nennen kann; wie wär' es, da doch die Dichter jetzt ihre Werke alle nach Blumenamen nennen, wenn wir auch diesen beyden Kindern dergleichen gäben?“ Denn auf den Namen der armen kleinen Fremdlinginn war weiter gar noch nicht geachtet worden.

Die Damen gaben mit großem Geräusch ihren Beyfall und ihre Bewunderung zu erkennen. „Dies wäre doch wieder einmal etwas Neues!“ fuhr die Königin mit selbstgefälligem Lächeln fort; „allein unter den Blumen etwas Neues zu finden, das wird ein wenig schwer halten, da durch die sehr vielen Sammlungen von Erzählungen und Gedichten die Blumen und Blüten fast alle von der Erde weggemäht scheinen. Doch halt! jetzt fällt mir etwas ein! Dort für die kleine Fremde, die doch wohl zu einem bescheidenen Loose bestimmt seyn wird, wäre, dächt' ich, der Name: *N a c h t s c h a t t e n*, nicht unpassend?“

Vortrefflich! ganz vortrefflich, gnädige Königin! wiederholte der Chor der Hofdamen.

„Hier aber für mein schönes Kind,“ lächelte die Königin auf ihre Kleine nieder, „für sie will ich hiermit den Namen: *K a i s e r k r o n e*, wählen! denn eine Krone ist sie wirklich zu heißen, und ein höchster Herrscher wird sie, so wie ich hoffe, die seine nennen. Und diese Namen sind auch, so viel ich weiß, noch nicht auf Büchertitelblättern anzutreffen.“

Der ganze Hof jauchzte Beyfall, und die Kinder wurden fortan genannt, wie es die Königin ausgesprochen hatte. Die bedeutsamen Namen schienen auch fast ihr Schicksal zu bestimmen, denn die arme, kleine Prinzessin *N a c h t s c h a t t e n* ward allenthalben in Schatten gestellt, als die Kinder heranwuchsen, und ihr die kleine *K a i s e r k r o n e* vorgezogen. Sie sollte wohl die Spielgefährtinn der Tochter vom Hause, dieser vergötterten Kaiserkrone seyn, allein dieß war mehr eine Qual zu nennen, denn immer mußte sie, als die ältere, dem eigenstinnigen, verzognen Schooskindchen nachgeben; und wenn auch sie zuweilen ein neues Spielzeug bekam, und jene halbweg darnach langte, so hieß es gleich: „Nachtshatten! gieb es doch der Kleinen!“ die es dann bald verdarb; so daß sie sich an gar nichts Signem freuen konnte.

Allein anstatt daß manches andre Kind dadurch böse und versteckt worden wäre, so ward ihr unbeschreiblich sanftes, bescheidnes Herz dadurch nur noch sanfter und ergebner in Alles. Nur zuweilen, wenn sie einmal still unter

Blumen spielen durfte, mußte sie heimlich weinen, und es war, als sprächen ihr die Blumen auch von einer entfernten, lieben Heimath und liebenden Geschwistern vor.

Als Beyde an das Jungfrauenalter grenzten, erhielt Kaiserkrone die schönsten Kleider, und wurde immer in Gesellschaften mitgenommen; Nachtschatten ward dafür sehr streng zur Spindel und andern weiblichen Arbeiten angehalten, und kam fast nicht an's Licht; allein sie kümmerte sich darum nicht, sondern übte sich nur immer fleißiger in ihren Arbeiten, so daß sie mit jedem Tage geschickter darin ward. Die Königin hielt sie auch deßhalb so eng eingeschlossen, weil sie bemerkt hatte, daß alle, die sie sahen, vorzüglich Männer, unwillkürlich günstiger auf sie blicken mußten, als auf die Tochter ihrer Königin. Alle fanden nämlich etwas unendlich Holdes, Sinnnehmendes in der sanften Prinzessin Nachtschatten; man fand, daß sie wohl dieser Blume an stillbescheidnem und doch süßen Reize gleiche; Andere nannten sie: Nachtsviole, auch wohl: Viole, ihrer schönen tiefblauen Augen wegen; sie aber ahnete gar nicht, was über sie gesprochen ward, und warum sich der Haß noch mehr gegen sie entzündete.

Kaiserkrone dagegen schien auch ihrem Namen ähnlich zu werden; man nennt nämlich an manchen Orten die Blumen so, die man an andern wieder die Feuerlilie nennt, feuerfarb prangend, doch ohne Geruch; auch wenn ihr Zorn entbrannte, was nicht selten geschah, so glich er ganz jenen hochprahlenden Feuerflammen.

Einst unternahm die Königin eine sehr weite Reise, und nahm die beyden Mädchen mit. Sie waren schon viele Tage gereist und kamen einst durch einen großen, dichten Wald, der gar kein Ende zu haben schien, die hohen dunkeln Fichten wechselten hier und da mit Buchen und anderm frischen Laubholz ab, aber an Dörfer und andere Spuren menschlichen Aufenthalts war gar nicht zu denken; nur die Bäume stiegen wie Riesen zu Seiten des Weges in die Höhe und schienen mit verständigem Neigen in den Wagen hineinzusehen, wobey den jungen Mädchen, die beyde noch halb Kinder waren, ganz unheimlich zu Muthe ward. Selbst die Königin und eine alte Ehrendame, welche bey ihr im Wagen saß, wandelten öfter diese Schauer an, so daß sie ihre Zungen, so wenig als möglich, im Sprechen ruhig ließen.

Jetzt endlich, gegen Untergang der Sonne, gelangten sie an einen etwas freyern Rasenplatz, wo zwischen dem Gebüsch ausnehmend schöne bunte Waldblumen standen. „Mutter!“ sagte Prinzessin Kaiserkrone lebhaft, „hier wollen wir doch etwas halten lassen! Ich habe Lust einen Strauß solcher schöner Blumen zu pflücken.“

Sie sagte dieß mit ihrem gewöhnlichen entschiednen Tone, und die Königin versetzte darauf: „Mein liebes Kind, wir sollten uns eigentlich gar nicht aufhalten, da die Nacht zusehends hereinbricht; indeß, was kann ich meiner Krone abschlagen!“

Der Wagen mußte also halten; Prinzessin Kaiserkrone stieg heraus, und Nachtschatten mußte ihr folgen, als ihre Begleiterinn, was diese auch mit großer Freude that, denn sie liebte die Blumen nicht weniger als ihre Spielgefährtinn. Beyde hüpfen auf die Blumen zu; als Nachtschatten so dahin schwebte, ein schlankes Wesen voll kindlicher, unschuldsvoller Anmuth,

da schaute ihr die Königin mit unruhigem Blicke nach, und sprach zu jener alten Dame, die ihr Vertrauen und ihre Gunst besaß: „Nachtschatten schießt jetzt ganz gewaltig in die Höhe, und erhält ein nur allzu muntres Ansehn. Es wäre doch seltsam, wenn ich den Lohn für meine an ihr ausgeübten Wohlthaten in Kummer ernten sollte, wenn sie, wie es beynah den Anschein hat, gar meiner Kaiserkrone vorgezogen werden sollte, vielleicht ein Glück weghaschte, das meinem Kinde bestimmt wäre! Fürwahr, dieß müßte doch das Mutterherz zerreißen!“

Die alte Vertraute schüttelte bedenklich das Haupt, hustete und sprach dann: „Nun, meine Königin, was hindert Euch denn, Euch dieser Sorge gänzlich zu entledigen? Jetzt wäre gleich die schicklichste Gelegenheit; Ihr ließt die Kleine hier im Walde, wir führen fort und sie würde den Weg an euren Hof viel hundert Meilen weit fürwahr nicht finden!“

Der alten Dame war es nur darum zu thun gewesen, sich bey ihrer Gebieterinn noch mehr in Gunst zu setzen, und sie hatte diese nicht unrichtig beurtheilt, denn ein freudiger Schrecken malte sich bey dem Vorschlag auf dem Gesicht der Königin, und nur zum Scheine machte sie noch einige Schwierigkeiten. „Ey, das ginge doch nicht,“ sagte sie, „ich habe ja versprochen die Waise zu erziehen.“

„Nun, das habt ihr bereits gethan!“ erwiederte die Alte; „sie ist jetzt groß genug, sich durch die Welt zu finden.“

„Und mein Gemahl?“ wandte die Königin noch ein.

„Der König,“ versetzte Jene, „ist zu sehr mit wichtigen Dingen beschäftigt, als daß er sich um solche Kleinigkeiten bekümmern sollte. Eine schickliche Antwort wird da sehr leicht zu finden seyn, im Fall er auch darnach fragen sollte.“

So überzeugende Beredsamkeit mußte ja wohl alle Zweifel im Herzen der gewissenhaften Königin besiegen. Die Kinder hatten unterdeß eine große Menge der schönen, farbigen Blumen gepflückt; sie sann schon, was sie alles daraus für Kränze und Gewinde flechten wollten. Da ward Kaiserkrone in einiger Entfernung noch einen ganzen Busch vorzüglich prächtiger Blumen gewahr, allein ein sumpfiger Bach lag dazwischen; sie lief daran hin und wieder, ohne hinüber zu können; da sagte sie mit einem bittenden Tone, wie sie es selten that: „Nachtschatten, du bist größer als ich, sieh' doch, ob du über den Graben kommen kannst, mir die Blumen zu holen.“

Die arme Nachtschatten hatte zwar oft von der stolzen, lieblosen Kaiserkrone leiden müssen, und oft im Stillen über sie geweint; dessen ungeachtet hatte sich ihr gutes, weiches Herz mit treuer Anhänglichkeit an die geschlossen, mit welcher sie von frühesten Kindheit aufgewachsen war; sie war daher auch jetzt sogleich bereit, ihren Wunsch zu erfüllen. Doch der Bach dehnte seine sumpfigen Ufer zu weit aus, um ihn überspringen zu können; auch war Nachtschatten bey aller ihrer Leichtigkeit zu schüchtern und wenig selbstvertrauend zu einem solchen kühnen Wagstück; denn wessen Seele immer im Niederdruck gehalten wird, der wagt auch selbst den Kräften seines Körpers weniger zu vertrauen. Sie schürzte also ihr Gewand auf, setzte die kleinen Füßchen schüchtern versuchend auf die bessern Stellen, und half sich so, nicht ohne Mühe, über die breite, wäfrichte Vertiefung.

(Die Fortsetzung folgt)

L u s t s p i e l.

Auf dem K. K. Hoftheater an der Burg wurde den 6. d. aufgeführt: Die Eifersüchtigen, oder: Keiner hat Recht. Lustspiel in vier Aufzügen, nach dem Englischen neu bearbeitet von W. Vogel.

Der verdienstvolle Schröder hat dieses Lustspiel ebenfalls bearbeitet, und es war lange Zeit auf den deutschen Bühnen ein Gegenstand der Unterhaltung, bevor es wieder eine Zeitlang anderen den Spielraum überlassen mußte. Das Original führt den Titel: All in the Wrong, und ist von dem bekannten Murphyn, der zu den neueren Schriftstellern der englischen Bühne gehört. Da beyde Bearbeiter, laut ihrer Versicherung, das Werk des Engländers vor Augen gehabt, und die Bearbeitungen selbst, sowohl dem Gang der Handlung, als der Scenenfolge nach, bis auf Kleinigkeiten, die weiter unten angezeigt werden, mit einander übereinstimmen, so kann uns Schröder's Arbeit recht gut statt des Originalstücks dienen, um die Verdienste der jetzigen Bearbeitung gehörig zu bestimmen. Was den Stoff an sich betrifft, so kann ihm die komische Kraft nicht abgesprochen werden; die Verwicklung ist leicht, der Gang, wenigstens des größeren Theils der Handlung, rasch und aufgeweckt, die Scenen wechseln ziemlich schnell und sind, mit geringer Ausnahme, auf ungewundene Art verbunden. Der Dialog ist überdies natürlich und lebendig, ohne gesuchten Witz, oder geschraubte Redensarten, lustig und anregend; aber die Sprache ist veraltet, zuweilen artet sie in allzu große Nachlässigkeit, nicht selten in Plattheit aus. Einige Scenen haben dennoch, trotz der Kürze des Ganzen, eine überflüssige Länge, da die Situationen sich überhaupt zu sehr wiederholen und der Gegenstand der dramatischen Bewegung sich immer um sich selbst dreht. Dem Charakter nach gehört dieses Lustspiel ohnehin nicht unter die feineren; der Ton der höheren Gesellschaft erlaubt eigentlich nicht, daß man Thorheiten und Mißverständnisse dieser Art so öffentlich zur Schau gibt. Nichts desto weniger erfüllt dieses Stück eine der Hauptbedingungen des Lustspiels: die Thoren lächerlich zu machen und durch Spott zu bessern. In diesem Fall hat man ohne Zweifel Unrecht, dem Verfasser, oder den Bearbeitern, Übertreibung vorzuwerfen. Ginge Alles hier den natürlichen Weg des alltäglichen Lebens, wäre jedes Mißverständniß mit der größten Wahrscheinlichkeit motivirt, so würde Einer und der Andre, der in demselben Zustand sich befindet, noch das größte Recht zu haben glauben, er würde seine Verblendung und seine Qual mit sich nach Hause schleppen. So aber lacht und ärgert er sich wohl in einem und demselben Augenblick über die närrischen Leute da droben, über die Heavontimer umenoi auf der Bühne, erkennt seine Übereitung und kehrt mit veröhntem Herzen aus dem Schauspielhaus zurück, bis die Liebe eine neue Mißgeburt in seinem Innern aushebt. Denn ohne Liebe kann die echte Eifersucht zum Daseyn nicht gelangen; es gibt wohl eine, die dem Eigensinn, dem Ehrgeiz ihre Existenz verdankt; allein beyde sind ernsthafterer Natur, und kein eigentlicher Gegenstand für die Komödie. Es geht übrigens damit, wie mit den Temperamenten, wovon kein einziges in ungemischter Reinheit angetroffen wird. Je mehr aber wahre Liebe Theil hat an der Eifersucht, desto öfter sieht diese Gespenster, und desto lächerlichere erscheinen ihr, sie führt sie mit, sie kommen ihr entgegen, wie demjenigen Kranken, der sich selbst sieht, sein eignes Bild erscheint.

Was diesem Lustspiel vielleicht am meisten noch im Wege steht, ist die öftere Behandlung desselben Gegenstandes, bald in der Länge, bald in der Kürze. Der verbannte Amor ist eine ziemlich ähnliche Copie dieses Gemäldes, oder steht ihm wenigstens am nächsten. Hierzu kommt noch, daß vier Acte, wenn gleich die Handlung einen kurzen Zeitraum einnimmt, doch zu viel für eine Reihe von Scenen sind, die, bloß mit Chimären der Eifersucht angefüllt, vorüber ziehen. Das Stück hat gleichsam nur eine einzige Farbe: gelb, und gelb, und alle vier Seiten sind gelb angestrichen, wie man auch an einer andern Sucht bemerkt hat, die jedoch, von dieser sehr verschieden, in ein ganz andres Krankheitsystem gehört. Da nun aber, wie bereits gesagt wurde, das Gemälde absichtlich eine ziemlich grelle Zeichnung und zugleich eine monotone Färbung hat, so muß die Darstellung hier, und grade hier, als Vermittlerin

erscheinen. Die Hauptpersonen müssen sich ihrer Seite vor Übertreibung hüten; sie müssen ihre komischen Beiträge mit der ernsthaftesten Miene von der Welt liefern; die immer wiederkehrenden Anfälle, das Feuerfangen und Aufbrausen um nichts und wieder nichts, das beständige Schicaniren, das Einem von den Andern widerfährt, bietet Reiz genug zum Lachen dar, wenn die mimische Kunst es nur mit Leichtigkeit und mit Gewandtheit zu benutzen weiß. Geht sie aber weiter, will sie die Aufmerksamkeit auf sich allein ziehen, wird man die Mühe und die aufgebotnen Mittel allzu sehr gewahr, so verliert sich leicht die Sache aus den Augen, und das Unnatürliche tritt immer mehr hervor, das Interesse — doch, wir können nicht umhin, am Schlusse dieser Bemerkungen, von dem hier Gesagten eine kurze Anwendung zu machen.

Vorerst muß der neuesten Bearbeitung noch gedacht werden. Sie ist zweckmäßig und den Bedürfnissen entsprechend. Der Verfasser hat aus guten Gründen nicht darauf Rücksicht genommen, daß die Handlung nur die Hälfte der gewöhnlich angenommenen Theaterzeit erfordert, und dennoch einzelne Reden, ganze Scenen zusammen gezogen, oder abgekürzt. Wenig kann auch zu viel seyn. Der zweyte Act, der in der älteren Bearbeitung eine unverhältnismäßige Länge von achtzehn Scenen hatte, da der folgende nur aus sechs ziemlich kurzen besteht, schließt nun mit dem eilften Auftritt, eben so schicklich, wie mit der vorher angenommenen Schlusscene. Die folgende zwölfte eröffnet den dritten Act und schließt sich dem Andern bis zur ursprünglichen Abtheilung an. Dadurch wird verhindert, daß die Bühne nicht bis zum Auftritt der Mad. Rast und ihres Dieners leer bleibt, und den Abschnitt in der Handlung macht die Lücke im Zusammenhang der Scenen ganz unmerklich. Allerdings tritt wieder eine andere Inconvenienz ein, indem nach der achten Scene dieses dritten Aufzugs eine Verwandlung nöthig wird; allein sie ist die einzige in diesem Act, und im letzten muß ohnehin eine Veränderung des Orts den Ausgang fördern, die eben nicht den besten Vortheil bringt. Das Stück würde ohne Zweifel noch gewonnen haben, hätte die Verwandlung so kurz vor dem Schluß vermieden werden können. Außer einigen Reden des versöhnenden alten Bernau, und der Zurückstellung der Liebespfänder, die der Hauptmann durch die vielfach verknüpften Enden eines Tuchs so gut verwahrt, daß die Wiedergabe der beleidigten Geliebten künftighin vergehen soll, ist sonst in diesem Aufzug keine Abänderung vorgenommen, es sey denn in Ansehung des Dialogs. Dieser ist durchgehends geläufiger und mit dem heutigen Sprachgebrauch des täglichen Umgangs übereinstimmender. Was allzu platt war, oder steif und ungelent, ist ausgeschieden, und der Bearbeiter hat überhaupt mehr weggeräumt, als zugethan, das zeigt von einem sichern Tact. Gleich in der ersten Scene fragt Hr. Rast, wo seine Frau denn hingegangen; der Diener gibt der ältern Bearbeitung nach zur Antwort: „Dorthin, gegen die Ställe.“ In der neuesten heißt es anständiger: „Nach dem Gewächshaus.“ Am Schluß der fünften Scene geht Mad. Rast mit dem Ausruf ab: „O warum muß ich einen Mann heirathen!“ Dieses platte Späßchen fällt nun weg, und ist hier schicklicher gegeben. Freulich heißt es bald darauf: „Das ist eine abscheuliche Mode, daß die Leute hinterswärts einander alle gleichen.“ Allein im Munde eines Dieners läßt sich das wohl hören. Der neue Einfall des Hauptmanns, der, als er erfährt, daß seine (ohnmächtig gewordene) Freundin Hrn. Rast am hellen lichten Tag in die Arme gesunken sey, zur Antwort gibt: „Wie? nicht einmal bey Nacht?“ ist lustig und kann nur durch ein Mißverständniß Anstoß geben. So viel zur Probe, da von dem übrigen im Allgemeinen schon gesprochen wurde.

Mad. Löwe erhöhte den Charakter der eifersüchtigen Gattinn (Mad. Rast), wie nicht anders zu erwarten war, und hielt ihn mit allem Nachdruck und zugleich mit all der natürlichen Leichtigkeit, die dieser Darstellerinn eigen sind, auf dem höhern Standpunct aufrecht, von welchem die Bethörte nur zu leicht herunter gleiten kann. Doch ist nicht zu läugnen, daß hin und wieder ein gewisser tragischer Ton sich einschlich, der gegen den Ton des Lustspiels etwas fremd klang.

Hr. Robertein ist in dem Fach, wo dieser eifersüchtige Rast und ähnliche Rollen hin gehören, so zu Hause, daß er sie nicht bloß spielt, sondern mit ihnen spielt, wie mit Geschöpfen seiner frohen Laune. Die kleinste Bewegung des Körpers nimmt

Theil daran, und mit einem Reichthum von Mitteln steigert er die Unterhaltung immerfort. Nicht selten verleitet ihn jedoch sein eignes Wohlgefallen, sie über das natürliche Maß zu weit hinaus zu steigern, dann glaubt man die Mühe vorwalten zu sehen, die Unterhaltung nimmt einen etwas geschraubten Ton an, und die Theilnahme verliert sich nach und nach. So war es hier am merklichsten in der dritten Scene des letzten Aufzugs. *Raf* schien wirklich ein ganz andrer Mann geworden, der nicht nur aus Leidenschaft und Übereilung Thorheiten begeht, sondern ein Vergnügen daran findet und damit stolzirt. Das ist eben nicht der Zweck, und der Zweck wird so auch nicht erreicht. Die Anfangs so wohl gelungne Darstellung hätte auch zuletzt eine laute, allgemeine Anerkennung nicht entbehren müssen.

Hr. Kettel stellte den eifersüchtigen Liebhaber im Anbeginn mit recht viel innerem Leben dar; es schien aus dem Gemüth hervor zu gehen. Und so gelang's ihm in den ersten Acten ebenfalls; das Gelingen mochte ihn jedoch zu kräftig anspornen; er übernahm sich in der Folge, die Darstellung wurde äußerlicher und materieller, sie wirkte weniger, und der Darsteller brachte sich um den errungenen Vortheil selbst.

Bernau (*Hr. Costenoble*) erscheint nur im ersten und zweyten Aufzug. Die erste Scene ist sehr kurz. Der Bearbeiter hat aber den geschwähigen Eifer des Alten noch ein wenig eingeschränkt. In der gedruckten Bearbeitung scheint es offenbar auf einen geschwinden Vortrag abgesehen; wie die Art, sich mehrmals selbst zu unterbrechen, und in einem Schwall von Worten dasselbe immerweg zu wiederholen zeigt z. B. Den Augenblick will ich zu dem Notarius gehen und die Sache in Ordnung bringen. Was sagst du? — — — Untersteh dich nicht, mir noch einmahl zu widersprechen! — Was sagst du?" u. s. w. *Hr. Costenoble* nahm ihn, der Abänderung gemäß, langsam etwas pedantisch feyerlich, und zwar mit vielem Glück. Im letzten Aufzug aber ward das Tempo noch ein wenig retardirt, dem Bedürfnis der Handlung nicht ganz entsprechend.

Mlle. Weber gab die Rolle der von ihrem Liebhaber viel gequälten *Pauline* mit Zartheit und mit ungezwungnem Anstand. Warum ließ sie aber noch zuletzt, bey dem Entschluß, den Quäler abzufertigen, ihre *Pauline* so sehr in Thränen zergehen? Der Ton hervorbrechender Rührung, kämpfend mit unterdrücktem Zorn, hätte hier genügt. Allzu häufige Thränen lassen endlich kalt; wenn aber hier und da die Perlen der Wehmuth schöne Wangen schmücken, so fließen alle Herzen über.

R. K. Hoftheater nächst dem *Kärnthnerthor*. Am 10. d. wurde der *Frenschütz* aufgeführt. *Mad. Seidler* gab die *Agathe*, *Hr. Mosevius* den *Kaspar*.

Der Componist hat die Parthie der *Agathe* für die Sängerin gesetzt, also war sie bey der Aufführung dieser Oper auf dem königlichen Theater in Berlin die Erste, die den Part vorgetragen hat. Ein solcher Umstand muß selbst dann, wenn die Talente einer Sängerin noch unbekannt sind, die angenehmsten Erwartungen anregen. Hier vereinigte sich beydes, und die Leistung rechtfertigte jene hinlänglich. Man ist rücksichtlich einer solchen Aufgabe um so viel begieriger, den Erfolg zu wissen, da der bloße Ausdruck des Gesangs, die charakteristische und kunstgerechte Bezeichnung des Gefühls durch Töne und Accente — Declamation und Wohllaute — der einzige Glanz ist, den die Künstlerinn dem reizenden Gebild des Meisters aus ihrem Eigenen verleihen kann, und jede andre That als ein hors d'oeuvre erscheint, das zwar wohl blenden, aber nicht den eigenthümlichen Reiz des Werks erhöhen kann. Wir müssen gestehen, daß die *Gasssängerinn* in dem ersten Theil der großen Scene zwar die Mittel ihrer Kunst nicht sparte, sie aber doch so zu verwenden wußte, daß Geschmack und Besonnenheit nicht vermist wurden. Überhaupt besitzt diese Künstlerinn den Vorzug einer großen Eiferheit in Benützung ihrer Mittel und des meistens sehr glücklichen Gelingens. Man kann es einer Sängerin, die in der feinsten italienischen Kunstschule des Gesangs gebildet ist, wohl verzeihen, wenn sie ihren Gewinn und ihren Reichthum nicht

ohne eignes Wohlgefallen producirt. Das Allegro wurde mit der größten Präcision, mit Leichtigkeit und ungezwungener Kräfteerhebung ausgeführt, wie denn auch die Übergänge aus einer Stimmung in die andre, und aus dem getragenen Zeitmaß in das bewegtere, eine besondere Auszeichnung verdienen. Das Gebet im dritten Act gelang vielleicht am besten. Hier bestreift sich die Künstlerin einer vorzüglichen Einfachheit, durch welche die Anmuth des Vortrags keineswegs beschränkt wurde. Die sparsam angebrachten Verzierungen waren dem Gefühl selbst entsprechend, und ohne die natürliche Wirkung durch erkünstelte Nahrungsmittel erhöhen zu wollen, brachte diese Einfachheit die meiste Wirkung hervor.

Hr. Jäger sang den *Mar* mit festem, sichern Ton, ohne den Wohlklang dem Nachdruck aufzuopfern. Schon das Solo in dem Quartett mit Chor: „Düster Ahnung füllt die Brust —“ erregte Theilnahme. Der Verein jener vorhin bemerkten Vorzüge wird in der Arie ungewöhnlich in Anspruch genommen, da der Tenor seinen ganzen Umfang verwenden und sich bald von oben nach unten, bald durch eben diesen Raum zurückbewegen, und oft mehrere bald auf einander folgende halbe Töne berühren muß. So einfach das Thema, so verschieden ist der Charakter des Gesangs, und die wechselnden Gefühle der Schwermuth, der Trostlosigkeit und der Verzweiflung erfordern ihren eigenthümlichen Ausdruck. Wenn diese Arie mit romantischer Lieblichkeit beginnt, so schließt sie mit dem Ausbruch eines zerstörenden Dämonenkampfes. In diesem Moment schien es dem Sängern an der nöthigen Energie zu fehlen. Der eigentliche Geist der Darstellung dieser Rolle, der Ausdruck des verstörten Gemüths, kämpfend mit dem finstern Verhängniß und der Leidenschaft, deren Tiefe nur wenig irdische Naturen zu ergründen vermögen, gleicht einem scheuen Wild, dessen Spur diese Jäger stets umsonst verfolgen, und das ihnen nirgends in den Schuß gerathen will, oder mit einem edlern Ausdruck: einem verschlossenen Mysterium, wozu die poetische Offenbarung ihnen erst den Schlüssel reichen muß.

Hr. *Mosevius* mochte wohl dem *Caspar* ein vorzügliches Vertrauen geschenkt haben, und wir rechneten selbst auf ein besseres Einverständniß zwischen Beiden, um so mehr, da das Kriegslied ziemlich gelang; in der Schlus-Arie des ersten Aufzugs wurde jedoch der wilde Jäger dem Gastgefährten ungetreu. Hier fehlte es dem Letztern an Kraft, oder an wohlberechneter Verwendung derselben, oder vielleicht hatte in der Tiefe, die er eben nicht vorfehlte, sich ein Theil davon verloren. Auch die Actionen wollten hier den mangelnden Nachdruck der Stimme nicht ersetzen, oder scheute sich der Sängern vor dem Pathos, der in diesem Falle keine schlechte Wirkung macht? Wir sind überzeugt, daß die Bedeutung des Charakters dem Gastspieler nicht entgangen ist; doch in den zur Versinnlichung erforderlichen Mitteln hat er einen Mißgriff gethan. Er nahm einen schleichenden Ton an, in der richtigen Absicht, den *Bösewicht* zu schildern; aber schon die treffende Farbe des Liedes hätte ihm eine andere Ansicht geben sollen. Die etwas schleppende Scene wird durch ein solches Zeitmaß der Rede nur noch schleppender. Der Dialog ist obnehin nicht sehr gerundet. Einige Zuschauer, die, so wie der größte Theil der zahlreichen Versammlung, an diesem Vortrag irre wurden, machten die nicht unrichtige Bemerkung, daß der hingeworfene Conversationston der Andeutung so fürchterlicher Geheimnisse nicht angemessen sey. Und fürwahr! ganz unbefangene Zuschauer äußerten sich so; es waren keine Recensenten. Auch diese in Darstellungsgemälde mangelnde der düstere Hintergrund, der jedoch hinter einer ganz eigenthümlichen Strahlenbrechung hervordämmern soll.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Bedruckt bey Anton Strauß.